



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Seelenfängerin

Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

23. Die letzte Karte

urn:nbn:de:hbz:466:1-42062

23. Die letzte Karte.

„Die Rachegötter schaffen im Stillen.“
Schiller.

Jesim war eben vom Exerzierplatz heimgekehrt, als Pater Gliniski bei ihm eintrat. Mit dem einst so eleganten, lebenswürdigen, weltmännischen Jesuiten war in den letzten Tagen eine große Veränderung vorgegangen. Er schien um mehrere Jahre gealtert, sein verstörtes Gesicht war tief gefurcht und farblos, sein sonst so sorgfältig geordnetes Haar hing wirr in die Stirne, seine stets lächelnden Augen blickten unstät und tief bekümmert. Sein Anzug zeigte eine gewisse Verwahrlosung, offenbar war er mehrere Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen. Erschöpft setzte er sich auf den nächsten Stuhl und blickte den jungen Offizier traurig und rathlos an.

„Was giebt mir die Ehre?“ sagte dieser endlich.

„Wissen Sie nicht, was geschehen ist?“ erwiderte Glinzki.

„In welcher Richtung? In diesen Tagen jagt ein Ereigniß das andere.“

„Ich war diesem Treiben, diesen Verbrechen schon lange auf der Spur,“ sprach der Jesuit, „aber im entscheidenden Augenblick war ich schwach und verblendet, ich ließ mich irre führen. Nie werde ich mir dies vergeben. O! mein armer Graf!“

„Was ist geschehen? ist Soltyk ein Unglück zugestoßen?“

„Ich fürchte es,“ erwiderte Glinzki, „das Verhängniß ist so plötzlich hereingebrochen, daß ich alle Fassung verloren habe. Dragomira ist ein Mitglied jener furchtbaren Sekte, welche Gott durch blutige Menschenopfer zu versöhnen sucht, eine Seelenfängerin, eine jener verführten Verführerinnen, welche die Opfer in das Netz lockt, um sie dann an das Messer der Priester zu liefern. Sie hat Soltyk umgarnt, seine Liebe gewonnen, ihn durch Leidenschaft berauscht und sich schließlich heimlich und in aller Eile mit ihm vermählt. Dann sind sie zusammen nach Moskau entflohen,

und von dort wollen sie sich in das Ausland retten. So schreibt der Graf.“

„Dasselbe theilte mir Dragomira mit,“ gab Zesim zur Antwort.

„Und Sie glauben daran?“

„Bis jetzt hatte ich keine Ursache daran zu zweifeln.“

Der Jesuit schüttelte den Kopf. „Man hat uns dies geschrieben, um uns zu täuschen. Wären sie nach Moskau und in das Ausland gegangen, sie hätten uns ganz andere Dinge mitgetheilt. Nein, ich fürchte, ja ich bin gewiß, daß Dragomira den Grafen in irgend einen geheimen Schlupfwinkel dieser Mordbande entführt hat, und daß man ihm dort unter entsetzlichen Qualen den Tod giebt.“ Der alte Mann begann zu weinen.

„Ich glaube, Sie sehen allzu düster,“ sagte Zesim, um ihn zu trösten.

„O! mir sagt es das Herz,“ rief Glinzki aus, „er ist verloren, Niemand vermag ihn mehr zu retten.“

Zesim ging aufgeregt auf und ab und blieb dann vor Glinzki stehen. „Ich muß Ihnen gestehen,“ sagte er, „daß ich Dragomira retten möchte, denn ich habe sie geliebt. Wenn Sie mir versprechen

wollen, dieselbe zu schonen, könnte ich Sie vielleicht auf die wahre Fährte führen.“

„Mein Wort, meinen Schwur,“ rief Glinzki, „daß ich nichts gegen Ihren Willen unternehmen werde. Sprechen Sie also, was wissen Sie?“

„Ich habe Dragomira einmal nach Myschkow begleitet, wo sie in dem ehemaligen Edelhof mit einem Priester ihrer Sekte eine Unterredung hatte. Vielleicht ist dort ein Schlupfwinkel der Himmelspender, vielleicht hat man Soltyß dahin gebracht.“

„Sehr möglich,“ sagte der Jesuit erregt, „in Myschkow wurde Tarajewitsch und in der Nähe Pikturmo ermordet.“

„Dann habe ich begründeten Verdacht,“ fuhr Zesim fort, „daß auf dem Gute der Frau Malutin in Bojary und daß in dem in der Nähe gelegenen Schlosse von Dkozym diese Sekte ihr unheimliches Wesen treibt.“

„Wie sollen wir aber dort einschreiten ohne Dragomira zu verderben?“ fragte Glinzki rathlos.

Zesim blieb einige Zeit stumm, er kämpfte einen schweren Kampf, endlich gab er Glinzki die Hand und sprach: „Ich kann es nicht verantworten, der Rücksicht auf Dragomira ein Menschenleben zu opfern. Ich habe ihr geantwortet, habe sie gewarnt und ihr den Rath gegeben zu fliehen.“

Wenn sie hier geblieben ist, kann ich mir keinen Vorwurf machen. Sie länger schonen, hieße zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen werden. Kommen Sie, wir wollen zur Polizei und auf der Stelle Alles veranlassen, was den Grafen aus den Händen dieser Wahnsinnigen befreien kann.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Glinzki, „ich athme auf. Endlich ein Strahl von Hoffnung. Ich bin bereit. Brechen wir auf.“

Die beiden Männer stiegen rasch die Treppe hinab, riefen einen vorüberfahrenden Kutscher an, sprangen in den Schlitten und fuhren zur Polizei, wo sie von dem Polizeimeister auf der Stelle empfangen wurden. Zesim theilte demselben Alles, was er wußte, in fliegender Eile mit, und sofort wurden die umfassendsten Anstalten getroffen. Da man auf Widerstand gefaßt sein mußte, wurden alle verfügbaren Kräfte aufgeboten, und ein Jeder bewaffnete sich auf das Beste. Ehe eine Viertelstunde um war, setzten sich drei verschiedene Expeditionen in Bewegung, die eine nach Myschkow, die zweite nach Bojary, die dritte nach Dkozym.

Doch zu gleicher Zeit flogen reitende Boten, von Sergitsch gesendet, nach denselben Richtungen aus, um die Brüder und Schwestern des blutigen

Bundes von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

Der Jesuit und Zesim hatten sich dem Beamten angeschlossen, der mit einem halben Duzend Agenten und ebensoviel Polizeisoldaten nach Myschkow eilte. Sie kamen hier Mittags an, umstellten den ehemaligen Edelhof und begehrten dann Einlaß. Lange Zeit meldete sich Niemand, endlich, auf wiederholtes Pochen, erschien eine alte, häurisch gekleidete Frau und öffnete. Man fragte, ob Jemand im Hause sei. „Niemand,“ betheuerte das Mütterchen, „Niemand, das Haus gehört einer frommen Bruderschaft.“

„Wir kennen diese Mordbande,“ rief der Jesuit.

Die Alte bekreuzte sich. „Gute, wohlthätige Leute,“ rief sie „Freunde der Unglücklichen sind es, welche Kranke pflegen, Hungrige speisen.“

„Deffne das Haus,“ befahl der Beamte.

Die Alte schloß die Thür auf. Der Beamte, Glinzki, Zesim und drei Agenten drangen ein, mit dem Revolver in der Hand. Man durchsuchte alle Räume und fand nichts Verdächtiges. Die Polizei stand rathlos da.

„Es muß noch unterirdische Räume geben,“ sagte der Jesuit leise zu dem Beamten, dieser

nahm wieder die Alte in's Verhör. „Ich weiß nichts,“ schwor diese, „ein Keller ist da, sonst nichts.“

Der Beamte stieg mit Zesim und einem der Agenten in den Keller hinab, während der Jesuit mit den beiden Anderen die Fußböden zu untersuchen begann, die Felle und Teppiche entfernte und so endlich auf eine durch Teppiche maskirte, mit einer vollkommen neuen Ledertapete überspannte Diele stieß, die seinen Verdacht erregte. Er klopfte an verschiedenen Stellen und entdeckte eine, welche einen hohlen Ton gab. Die Agenten rissen die festgenagelte Tapete weg, und eine Fallthür, von der die eiserne Handhabe entfernt war, kam zum Vorschein. Man rief die Anderen herbei, hob die Fallthür aus den Angeln, zündete alle Laternen an, die sich vorfanden, und stieg langsam, mit aller Vorsicht hinab.

Voran zwei Agenten, dann der Beamte mit Zesim und Glinzki. Der dritte Agent bewachte oben den Zugang.

Die in diese düstere, geheimnißvolle Unterwelt Eindringenden gelangten zuerst in das kleine, düstere Verließ, in welchem Henryka ihre Prüfung überstanden hatte, und dann an die eiserne Thür, welche verschlossen war und mit aller

Kraft nicht aufgesprengt werden konnte. Einer der Agenten kehrte um und brachte Stangen und Aerte. Mit vieler Mühe gelang es endlich, die Thür mit Gewalt einzustößen und den Gang zu betreten, der zu den übrigen Kerfern und dem Gewölbe führte, in welchem die Verdammten gepeinigt worden waren. In diesem fand man nichts als die verschiedensten Marterinstrumente. Nun wurden die übrigen Thüren erbrochen, und ein entsetzliches Schauspiel bot sich dar.

In dem ersten Kerker fand man ein frisch aufgeworfenes Grab, in dem zweiten einen Mann, der geblendet war und dem man die Zunge ausgerissen hatte, auf verfaultem Stroh ausgestreckt. Er erhob flehend die Arme und stieß unartikulirte, thierische Laute aus. Eine Reihe von Kerfern zeigte sich leer. In dem vorletzten lag ein halbnacktes Weib an der Kette, das während der grausamen Qualen, welche sie offenbar erduldet hatte, wahnsinnig geworden war. Ihre Schultern zeigten die Spuren von Geißelhieben, ihre Hände und Füße blutige Male. Sie sang ein lustiges Liedchen und begann beim Anblick der eindringenden Männer laut zu lachen. In dem letzten Kerker lag ein Mann auf einem Marterbett aus Holz und eisernen Nägeln aus-

gespannt. Er war der Einzige, welcher Antwort geben konnte. Doch auch von ihm erfuhr man nichts, was auf die Spur der frommen Mörder führen konnte. Ein schönes Mädchen hatte sein Herz und seine Sinne bethört und ihn zuletzt hierher gelockt, wo er seine Sünden beichten und unter schrecklichen Qualen büßen mußte. Er beschrieb die Seelenfängerin als eine kleine, üppige Gestalt mit schwarzem Haar. Es war also nicht Dragomira. Dagegen stimmte das Bild, das er von dem Priester entwarf, genau mit jenem, das Jesim vor Augen stand. Der Beamte ließ die Geretteten vorläufig in den Zimmern des Edelhofes unterbringen. Dann wurde das Grab geöffnet. Gliniski's Furcht, daß Soltys hier ermordet und begraben worden sei, zeigte sich als unbegründet. Man fand die Leiche einer Frau, welche durch Messerstiche getödtet war. Die Alte wurde verhaftet. Die Polizeisoldaten blieben als Wache zurück. Der Beamte kehrte mit zwei der Agenten nach Kiew zurück, während die übrigen mit Gliniski und Jesim über Chomtschin nach Bojary fuhren. Sie trafen hier den Beamten, welcher eben den Edelhof durchsucht und die Leute aus dem Dorfe verhört hatte. Es war absolut nichts Verdächtiges entdeckt worden. Die

Dienstleute im Edelhofe und die Bauern hatten übereinstimmend ausgesagt, daß die Herrschaft nach Moskau gereist sei. Eine nochmalige Untersuchung der Kellerräume zeigte sich gleichfalls fruchtlos.

Die Expedition, die nach Okozyn gegangen war, kehrte gleichfalls ohne jedes Ergebnis zurück. Man hatte auch die Keller durchsucht aber vergeblich.

„Ich nehme an, daß sie doch über Moskau in das Ausland gegangen sind,“ sagte endlich Zesim.

„Wir müssen es glauben,“ erwiderte Glinzki, „mindestens haben wir unsere Pflicht gethan. Weitere Anhaltspunkte zur Verfolgung haben wir vorläufig nicht. Vielleicht begünstigt uns der Zufall und bringt endlich Klarheit in dieses Dunkel, das mich peinigt und ängstigt.“

Alle zusammen kehrten nach Kiew zurück. Glinzki begab sich sofort zum Polizeimeister und veranlaßte die Absendung eines erprobten Agenten nach Moskau. Zesim kehrte in seine Wohnung zurück und fand hier zu seiner nicht geringen Ueberraschung Henryka, die ihn seit zwei Stunden erwartete.

Sie lag müde, abgespannt und bleich in einem

Fauteuil und bot ihm mit schmerzlichen Lächeln die Hand.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte Jesim rasch.

„Diese schrecklichen Vorfälle der letzten Tage,“ gab Henryka zur Antwort, „die Absicht, Sie zu warnen und die Angst um Anitta. Wissen Sie, daß sie verschwunden ist, daß Niemand etwas von ihr weiß? Fürchten Sie nicht, daß sie in die Hände Dragomira's gefallen ist, ebenso wie Soltyf?“

„Nein, darüber kann ich Sie beruhigen.“

„Sie wissen also, wo sich Anitta befindet?“

„Ja.“

„Das freut mich, ich athme auf, und wo ist Dragomira? Haben Sie Nachricht von Ihr?“

„Sie schrieb mir, sie sei nach Moskau gegangen, von dort wollte sie in das Ausland fliehen.“

„Wieder nichts als Lüge und Betrug,“ rief Henryka, „sie wollte Sie nur irre führen. Ich war in jener Nacht in Chomtschin, wo sie sich mit Soltyf vermählt hat, damals mißtraute sie mir bereits, da ich nicht mehr blind war und unter der heiligen Maske ihr wahres Gesicht entdeckt hatte, aber ich weiß doch, daß sie nicht

nach Moskau gegangen ist, sondern in die Moldau.“

„Mit dem Grafen?“

„Ja.“

„Sie glauben nicht, daß sie ihn ermordet hat?“

„Dragomira ist Alles zuzutrauen,“ rief Henryka, „sie ist einfach ein wildes Thier, blutdürstig wie ein Tiger. O! wie habe ich sie geliebt, und wie hat sie mich getäuscht und mißhandelt!“ Henryka preßte die Hände vor das Gesicht und begann nervös zu weinen. „Ich glaubte an ihre Sendung; ohne zu ahnen, welchen Weg sie mich führen wollte, war ich ihre Schülerin, ihre Dienerin, ihre Sklavin. Wie eine übermüthige Sultantin hat sie mich mit Füßen getreten und mißhandelt. Ich trage noch die Spuren der Peitschenhiebe, die sie mir gegeben hat, und ich war so demüthig, so gehorsam, ich habe sie angebetet wie eine Göttin, bis ich die entsetzliche Entdeckung machte, daß sie dieser Sekte angehört, welche die Sünden der Welt mit Strömen Blutes wegzuschwemmen sucht.“

„Und Sie wissen kein Mittel, den Grafen zu retten?“

„Nein, ich halte ihn für verloren,“ sagte

Henryka, „aber wenn wir nur Anitta vor ihrer Rache schützen könnten! Ich weiß, daß sie ihr den Tod geschworen hat. Wo ist denn die Arme? ist sie in Sicherheit? Dragomira hat überall ihre Spione, ihre Werkzeuge, sie wird sie zu finden wissen, und dann ist Anitta verloren.“

„Ihre Angst steckt mich an,“ murmelte Zesim, „ich muß sofort Anstalten treffen.“

„Anitta ist also hier in der Nähe?“

„Ja.“

„Dann bringen Sie sie fort, wenn möglich in das Ausland, hier ist sie nicht sicher. Ich beschwöre Sie, zögern Sie keinen Augenblick.“

Wenige Augenblicke später verließ Henryka mit Zesim das Haus. Unten nahm sie Abschied und machte Miene, sich zu entfernen, aber sie folgte ihm von Weitem und sah ihn einen Schlitten nehmen und davonsfahren.

Als der Kutscher zurückgekehrt war und eben die Pferde ausgespannt hatte, näherte sich ihm eine vornehm gekleidete Dame.

„Wohin hast Du den Lieutenant Zadewski geführt?“ fragte sie.

„Ich darf es nicht sagen.“

„Auch dann nicht, wenn ich Dir zwanzig Rubel gebe?“

„Wo sind sie?“

Die Dame gab ihm das Geld.

„Ich habe den Herrn nach Kasinka mala geführt,“ sprach der Kutscher, „aber verrathen Sie es Niemand, daß ich es Ihnen gesagt habe.“